

<b>Zeitschrift:</b>	Zeitschrift für schweizerisches Recht = Revue de droit suisse = Rivista di diritto svizzero = Revista da dretg svizzer : Halbband II. Referate und Mitteilungen des SJV
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerischer Juristenverein
<b>Band:</b>	73 (1954)
<b>Artikel:</b>	Erinnerungen an Professor Andreas v. Tuhr : 1864-1925
<b>Autor:</b>	Mühll-v. Tuhr, Johanna Von der
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-895794">https://doi.org/10.5169/seals-895794</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Erinnerungen an Professor Andreas v. Tuhr

(1864–1925)

Von Johanna Von der Mühl-v. Tuhr, Basel\*

Einerseits ist es nicht ganz einfach, als Tochter, die sich noch heute ihrem längst verstorbenen Vater aufs engste verbunden fühlt, sein Lebensbild zu übersehen. Andererseits weiß ich die Ehre zu schätzen, an dieser Stelle zu Worte zu kommen; denn es geschieht noch häufig, daß frühere Schüler sich an den Lehrer, den teilnehmenden Menschen erinnern und wenig von dem wissen, was ihn zu einer geschlossenen Persönlichkeit gemacht hat.

Was mir im Lauf der Jahre auffiel, war der schnelle Aufstieg, das stetig wechselnde Panorama der Umgebung, in dem die Tuhrs lebten, das bei Andreas von Tuhr zu früher Selbstverantwortung und innerer Vereinsamung führen mußte. Aber ich will nur das Notwendigste sagen und mich beim Versuch, eine Lebensskizze aufzuzeichnen, an die Familienpapiere halten.

Wir sind ursprünglich litauischer Adel, der seine Güter bewirtschaftete, und dessen jüngere Söhne fast ausnahmslos als Juristen in Rußland dienten. Wir sind früh evangelisch geworden, weil ein Vorfahr eine Hugenottin aus Genf heiratete. Trotz dem Übertritt muß das Gewissen des

\* Für manche Leser dieser Zeitschrift ist Frau Von der Mühl-v. Tuhr keine Unbekannte. Sie erinnern sich an ihre Bücher oder an die besinnlich-originellen Kurzgeschichten in den großen Tageszeitungen, welche so oft unser Nachdenken befruchteten. Auch die köstlichen «Liebesbriefe eines Juristen» des jugendlichen Basler Professors für römisches Recht (Jus und Johanna, Leipzig 1938, vgl. ZSR NF 58 1939, S. 126) sind unvergessen. Wir freuen uns, die auf unseren Wunsch niedergeschriebenen Eindrücke und Gedanken des bedeutenden früheren Mitarbeiters in den folgenden Blättern veröffentlichen zu dürfen.  
(Redaktion)

Urgroßvaters nie zur Ruhe gekommen sein: bei jeder Geburt opferte er «auf alle Fälle» eine größere Summe der katholischen Kirche.

Besonders schwierig war die Lage der Familie nach den Kriegen von 1814, als der um zehn Jahre ältere Bruder meines Großvaters, Karl Tuhr, geboren wurde; nach dem frühen Tode seines Vaters übernahm er die Sorge für die minderjährigen Geschwister. Ich muß bei dieser Gestalt einen Augenblick verweilen, denn er hat als vielgefürchteter und dennoch geliebter Familiencyrann das Schicksal der Tuhrs nochmals in sorgenfreie Bahnen geführt. Vor allem aber ist sein Einfluß auf seinen Neffen Andreas ausschlaggebend gewesen. Nach der Aussage von Andreas erhielt Karl Tuhr eine mangelhafte Bildung, war aber klug und von Grund aus energisch und tüchtig. Er hat sich ein großes Vermögen erworben. Zufällig erwähnt der seinerzeit bekannte Forschungsreisende Viktor Hehn, daß er Karl Tuhr kennenlernte, der durch einen genialen Einfall glänzende Geschäfte in Nischni Nowgorod machte. Er ließ einfache Küchenmöbel vergolden und schickte sie in großen Mengen auf die jährliche berühmte Messe. Die Ungeheuer fanden bei den Steppenbewohnern solchen Anklang, daß man sich um seine «goldenene Möbel» riß und er damit den Grund zu seinem Vermögen legte. 1876 setzte sich Karl Tuhr mit seiner Frau in Baden-Baden zur Ruhe und kaufte vom Fürsten Lobanow-Rostowski den Quettighof, ursprünglich ein altes Bauernhaus, inmitten eines großen Parks, das der frühere Admiral, einer Laune folgend, im Innern mit Kajüten ausgestattet hatte. Der Fürst war sehr stolz, daß auf dem Quettighof von wenig Reben so ausgezeichneter Wein erzielt wurde, daß er kaum von einem guten Bordeaux zu unterscheiden war. Groß war daher das Staunen von Karl Tuhr, als im ersten Herbst ein untrinkbares, saures Weinchen produziert wurde. Die Sache klärte sich auf, als man erfuhr, daß dem Fürsten Lobanow von seinem Pächter jedes Jahr ein Faß Bordeaux untergeschoben wurde.

Das kinderlose Ehepaar Karl Tuhr war außerordentlich wohltätig und unterstützte ziemlich wahllos Leute, welche vielfach ihre Gutmütigkeit ausbeuteten. Er selbst behielt sein scharfes Urteil und behandelte jeden nach Verdienst: er schenkte bald mit Achtung, bald ohne solche...

«Ich habe», lese ich in Vaters Briefen, «bisweilen mit Onkel Karl Streit gehabt – er ist ebenso eigensinnig wie ich in gewissen Dingen –, aber im Grunde hält er sehr viel auf mich, und trotz der fünfzig Jahre Altersunterschied und der Verschiedenheit des Horizontes sind wir in den großen Fragen des Lebens doch sehr verwandt. Er hat mich immer als gleichberechtigt behandelt. Keine kleinen Geschenke, weil ich nicht zu danken verstehe: einmal, wie ich mich habilitierte, 40 000 Mark.»

Andreas von Tuhr gab seinen Eltern von Kindheit an Anlaß zu ernster Sorge um seine Gesundheit, die dem tückischen Petersburger Klima nicht gewachsen war. Körperlich schwächlich, muß er ein frühreifes Kind gewesen sein, denn ich finde in seinem Knabentagebuch folgende Eintragung:

«Wann war ich glücklich?

Ganz glücklich nur einmal, als ganz kleiner Knabe in Petersburg; wir saßen abends im Kinderzimmer, kurz vor dem Schlafengehen. Ich weiß nicht, wer uns zwei lebensgroße Soldaten, aus Pappe auf Holz geklebt, geschenkt hatte: einen Zuaven und einen französischen Jäger. Diese beiden hatte ich ganz nahe aneinandergerückt, und zwischen ihnen, in ihrem Schatten, saß ich auf einem Schemel. Von der ganzen Welt sah ich nur einen Streifen des Tisches und der Lampe.

Ich schloß die Augen so weit, daß nur ein unbestimmter bunter Schimmer durch die Augenwimpern drang.

Und plötzlich empfand ich ein überraschendes Gefühl der Zufriedenheit, der absoluten Wunschlosigkeit, mit einem Wort, des Glückes.

Wäre ich nicht ein fünfjähriger Knabe gewesen, so hätte ich mir etwas darauf eingebildet, das «Nirvana» empfun-

den zu haben. Sicher hätte diese Erkenntnis meine Seligkeit zerstört.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dasaß, nicht schlaftrig, denn ich hörte das Gespräch der andern, das Ticken der Schwarzwälderuhr und das Schreien eines Stückes Zeug, das jemand beim Zuschneiden zerriß, war aber auch nicht eigentlich wach.

Denn kein irgendwie bestimmter Gedanke, keine Anwandlung des Wollens regte sich in mir: wenn ich etwas fühlte, so war es bloß das allgemeine Bewußtsein des Existierens.

Plötzlich wurde der Zauber gebrochen. Ich vernahm ein Wort, das mich interessierte und das mich unbarmherzig in das Leben der andern zurückriß.

Den ganzen Winter suchte ich den Zustand des vollsten Glückes zu erneuern. Ich vereinigte alle Bedingungen, die mir für das Gelingen des Experimentes wesentlich erschienen: die Soldaten, die Bank, und wenn ich wieder genau so dasaß wie an dem denkwürdigen Abend, so suchte ich alle Gedanken und Wünsche einzeln und leise von mir zu verscheuchen, wie Fliegen vom Gesicht eines Schlafenden. Nie ist es auch nur annähernd gelungen. Im nächsten Winter waren die Soldaten verschwunden, und dieser Hilfsmittel beraubt, gab ich auf, dem Glück in dieser Form nachzujagen.»

Hingegen kam der Knabe Andreas wenig später darauf, den Begriff der Unendlichkeit in primitiver Form zu erfassen. Er spielte im Arbeitszimmer seines Vaters mit dem russischen Gesetzbuch, auf dem erst größer, dann in sich verkleinert, der Doppeladler sich wiederholte. «Wenn sich dieses Bild, mir unsichtbar, immer wieder fortsetzen würde, wäre das der Weg ins Nichts» – dachte das Kind sehr klar.

Als eine Folge der unablässigen Kränklichkeit trat in früher Jugend ein heftiges Stottern auf, das den Knaben zeitweise vollständig isolierte. Er schreibt darüber als Jüngling:

«Es scheint mir manchmal, als habe ich mich zu sehr ausgebreitet, sei ganz Peripherie geworden, ohne sicheres Zentrum. Doch muß ich andererseits eben dies als den wichtigsten Erfolg bezeichnen, den ich je errungen, denn zu gleicher Zeit war die nächste, wirksamste Ursache die Befreiung meiner Sprache von den Hemmungen, welche sie bis dahin zu einem fast ununterbrochenen Stottern und Stammeln gestaltete.

Ob ich je normal gesprochen habe, weiß ich nicht; doch ist anzunehmen, daß das Übel erst mit der Erkenntnis zunahm und daher in der ersten Kindheit nicht allzu bedeutend gewesen sein mag. Wenigstens erinnere ich mich, bei meinem Hauslehrer Dr. Götz einen plautischen Dialog auswendig gelernt, und mit meinem Vetter vor einem mit Freunden untermischten Publikum deklamiert zu haben, was ich mir wenig später nicht zugetraut hätte.

Daß diese Anlage aber schon früh vorhanden war und auf meinen Jähzorn zurückgeführt wurde, ist aus einem Brief ersichtlich, in dem Papa mich ermahnte, recht deutlich zu reden und mein zorniges Herz zu zähmen. Unvergänglich ist eine Szene, die zu den demütigendsten meines Lebens gehört: Mama bat Dr. Götz, meinen Hauslehrer, bei einem Sommeraufenthalt in Wiborg, in der Stadt etwas Eingemachtes einzukaufen, und gab ihm als Dolmetscher mich mit. Wie wir nun in den Laden eintreten und ich seine Worte übersetzen sollte, stockte mein Atem, ich konnte kein Wort hervorbringen und starrte verzweiflungsvoll bald den dicken Kaufmann, bald meinen Lehrer an, der mir zurief: „Nicht mal russisch kann der Junge sprechen!“ Da zum ersten Male wurde mir die Kluft bewußt, die mich von den ‚redenden Menschen‘ trennte.

Und doch, wie glühend sehnte ich mich nach der herrlichen Waffe der freien Rede! Ich, an dessen Wiege keine von den Musen stand, der als einzige Mitgift der Natur einen regen und unerschrockenen Verstand erhalten hatte, ich war durch eine grausame Tücke des Schicksals verhindert, diese meine einzige Waffe gehörig zu führen. Ich

mußte mir gefallen lassen, daß jeder Gedanke, der mir klar und durchsichtig vorschwebte, sobald er durch die Sprache geformt werden sollte, tot und unverständlich wurde. Und sonderbar, was mir am schwersten zu erreichen schien, das war mir stets das Begehrwerteste!

Die Redekunst erschien mir als die mächtigste, und ich war in Gedanken ihr begeisterter Schüler, lange ehe ich einen Satz aus einem Buch vorlesen konnte. Ich ging einst mit meinem Vetter am Waisenhaus vorüber und wir sprachen über die unglücklichen Kinder. „Wenn ich nie reden könnte, wollte ich gern eine Waise sein!“ rief ich aus, und erschrak über den Ausspruch.»

Die Heilung erfolgte, als Tuhr, der Primus seiner Klasse, den Entschluß faßte, entgegen dem Rat seiner Lehrer, die Abiturientenrede zu halten und vollen Erfolg errang. Das deutsche Abitur machte mein Vater in Karlsruhe, das russische in Petersburg.

Die Petersburger Ärzte hatten darauf bestanden, daß Andreas und seine ältere Schwester in ein mildes Klima versetzt wurden und schlügen als idealen Aufenthalt Karlsruhe vor. So mietete mein Großvater dort eine Etagenwohnung. Als er an einem der ersten Tage die Karlsruher Zeitung aufschlug, entdeckte er zu seinem nicht geringen Staunen folgende Notiz: «Man berichtet uns, daß Herr... seine Beletage zu viertausend Mark vermietet hat. Wir gratulieren dem glücklichen Besitzer! Karlsruhe wird Großstadt.»

Dieser Umzug bestimmte Karl Tuhr, sich in Baden-Baden anzukaufen. Zunächst bewohnte man das Bauernhaus auf dem Quettighof im Sommer. Als aber im November 1876 Nikolai von Tuhr schwer erkrankte, machte ihm sein Bruder Karl den Vorschlag, ihm eine Villa auf dem Quettighof zu bauen. Nikolai Tuhr nahm zunächst auf unbestimmte Zeit Urlaub von seiner Stellung als Präsident des Handelsgerichts. Es waren auf dem Quettighof drei Häuser entstanden. Karl richtete sich mit all dem Geschmack ein, der ihn auszeichnete, während die andere

Villa sehr geräumig, heiter und dabei in sehr einfachem, ländlichem Stil gebaut war. Dieses Haus mußte einer großen Familie Raum bieten, denn die Großmutter und Tante verbrachten dort ihre Sommermonate, und vier Kinder verlebten auf dem Quettighof ihre monatelangen Ferien. Katherine, die älteste Schwester, welche 17jährig den Völkerrechtler Feodor von Martens heiratete. Marie, die Sergei von Timascheff ehelichte, der später Reichsbankdirektor wurde, und schließlich der nachgeborene Sohn Kolia, der 21jährig einer Lungenentzündung erlag, als er, der jüngste Attaché, nach Persien reisen sollte.

Andreas blieb zunächst im Winter in Baden-Baden bei Onkel Karl und besuchte dort das vorzügliche Gymnasium. Zugleich wurde er mit seinem Klassenkameraden Stolypin auf die russische Matur vorbereitet. Das ursprüngliche Bauernhaus wurde zu einem sogenannten Schweizer Chalet mit künstlichem Storchennest und der Romantik der siebziger Jahre umgebaut und nahm die zahllosen Gäste aus Rußland auf, die mit Kind und Kegel wochenlang erschienen.

Die ganze Liebe bei der Gestaltung des Quettighofs galt dem großen Park, der an einer Seite an die Besitzung des Fürsten Menschikoff, des letzten Kavaliers, wie man ihn nannte, stieß, denn er pflegte als Grandseigneur nur sechsspännig auszufahren. Dieser Tuhrsche Park wurde eine Sehenswürdigkeit, die vom alten Kaiser Wilhelm I. und dem Großherzogspaar oft besucht wurde. Im übrigen lag das Gut an der berühmten Lichtenthalerallee; rückwärts ging es in die wunderbaren Wälder über, die Baden umkränzen.

Andreas hatte als Kind und Jüngling einen Wunschtraum, den er zu bekämpfen suchte. «Wann endlich werde ich mich ganz befreien von der dämonischen Gewalt, die militärische Kombinationen über mich ausüben?» fragte er sich als Knabe. «Ich lebe in einer anderen Welt. Wie ein Strudel zieht mich dieser Gedankenkreis an, wenn ich ihn unvorsichtig streife. Verfluchtes Kriegsspiel,

verderblicher Zauber, den meine Phantasie zu abnormer Größe heranzog. Was ist die Macht, der sich mein Geist widerstandslos ergab? Der Hazard, das urewige Rätsel des Zufalls, der Kampf des Willens und der weitschauenden Berechnung gegen die blinde Willkür des Würfels, das ist es, was mich fesselt. Das Erwachen und Bekämpfen des gegnerischen Willens erhöht den dramatischen Reiz des Spiels. Schon als zehnjähriger Knabe hatte ich das Gift entdeckt, das mir gefährlich und verderblich gewesen ist; nicht mit Unrecht hat Dr. Götz darauf bestanden, daß mir das Soldatenspiel verboten wurde. Freilich sah er nur die Müdigkeit, welche mein Lernen beeinträchtigte. Aber wie konnte er ahnen, welche intensive Spannung aller Geisteskräfte für mich in diesem sonst so harmlosen Spiel lag? Je älter ich wurde, um so gewaltiger ergriff mich die Leidenschaft. Nie ist mir gelungen, eine Leidenschaft schnell und gründlich aufzugeben. Wie oft hat mich der Anblick einer Landkarte in die weitläufigsten strategischen Kombinationen geworfen, die mir nicht Ruhe ließen, bevor ich sie bis ins Detail ausgedacht hatte.»

Früher schrieb der junge Dozent in einem Brief: «Ich habe schon einmal, wie Herkules, am Scheideweg gestanden, eigentlich mehrere Jahre lang, und habe schwer zu kämpfen gehabt, bis ich die unwiderrufliche Entscheidung traf. Ich habe von Kindheit an einen Ehrgeiz gehabt, wie er nur bei schwächlichen Knaben – das war ich – vorkommt, so brennend wie Feuer: hochzusteigen im Glanz des Lebens. Aber ich hätte als russischer Offizier, um vorwärts zu kommen, und zwar über alle andern hinaus, ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden gehabt und alles der Karriere geopfert, Konfession und alle Beziehungen. Meine Eltern waren darüber entsetzt, daß sie so einen fanatischen Sohn hatten. Ich begann zu überlegen, und schließlich war ich schwach oder stark genug, die erste große Liebe, die zu meiner Zukunft und meinem innersten Wesen, zu zerstören, schmerzlich und gründlich.»

Als Andreas im Herbst 1881 aus England zurückkehrte,

tat er, was seine Eltern rieten, und ging nach Heidelberg. Siebzehn Jahre alt, in beispielloser Abgeschlossenheit aufgewachsen, des Sprechens noch nicht sicher, fühlte er sich zu eigenen Entschlüssen nicht fähig. Damals nahm er Reit- und Fechtstunden, denn in Gesellschaft seines besten Freundes, Hans v. Bodmann, und als Begleiter des Herzogs von Mecklenburg, des Sohnes der Großfürstin Helene von Rußland, verlockte ihn dies. Da erst erkannte er die Grenzen seiner Natur. Trotz aller Anstrengung erreichte er nur die Überzeugung, daß er nicht kräftig genug war, seinen Traum zu verwirklichen. Es war keineswegs abwegig, daß Tuhr Jurisprudenz studierte. Sein Vater war unterdessen Oberprokureur des vierten Departements des Senats geworden, wie auch sein Bruder Karl zum Senator berufen wurde. Außerdem hatte Nikolai Tuhr den Auftrag erhalten, den Entwurf einer neuen Wechselordnung auszuarbeiten und wurde Oberprokureur im Kassationsdepartement. Zudem bekam er den Auftrag, eine «Komandirowa» oder Dienstreise zu machen, mit dem konfidenziellen Auftrag, Vorarbeiten zur Einführung der Justizreform in den Ostseeprovinzen vorzubereiten. Obwohl sich durch seinen Vater zahllose Verbindungen mit deutschen und schweizerischen Juristen ergaben, entschloß sich Tuhr, ohne jede Empfehlung, einen Besuch bei Exzellenz Professor Immanuel Bekker, dem letzten noch lebenden Savignyschüler, zu machen und wurde sein Schüler. Er notiert: «Es war im Februar 1883. Ich studierte in Heidelberg in meinem Pandektensemester. Ich bewohnte ein kleines Zimmer im dritten Stock der alten, baufälligen Pension Hoffmann.»

«Als mich Papa im Herbst in diesem Zimmer besuchte, war er sichtlich erstaunt über die Armseligkeit des Zimmers. Ich saß ihm gegenüber auf meinem Koffer und wartete ängstlich darauf, daß er aussprechen würde, was ich auf seinen Zügen las: „Wie kannst Du in einem solchen Kasten leben!“ Mir genügte die spartanische Einfachheit, und ich schämte mich vor anderen meiner Genügsamkeit,

meiner Blindheit für alles, was Luxus, Komfort und Lebensgenuß ist.

Doch Papa schaute mich an, wie immer, gleichsam als errate er die geheimsten Regungen meines Herzens, und so blieb ich denn in meinem miserablen Zimmer und verlebte in ihm den Winter, der mir die Wissenschaft und die Menschen erschloß (denn im vorigen Winter war ich zu unerfahren für das Studium und zu ungeschickt für die Gesellschaft gewesen), der Winter, der mein ganzes Wesen so tief durchwühlte, daß ich zu Ostern mutterseelenallein in der Provence herumirren mußte, um alle die empfangenen Eindrücke und Ideen zu bewältigen.

Es war kurz vor dem Abendessen. Ich war eben aus dem Seminar zurückgekehrt, wo ich eine kleine Arbeit mit glühenden Wangen und zitternder Stimme vorgelesen hatte. Ich war durch die lange Hauptstraße im Sturmschritt nach Hause geeilt und warf ermüdet meine Bücher auf den Tisch.

Aus dem Zimmer gegenüber ertönte eine Art englische Kindermusik. Es war Miss Brown, die Madonna mit dem Lammgesicht, die der Sentimentalität frönte. Vermutlich dachte sie an Monsieur de P., meinen bevorzugten Rivalen.

Und doch haßte ich weder ihn noch sie. Hatte sie mir doch neulich gesagt: 'You are really too satirical.'

Sie hatte also für mich ein Adjektiv gefunden, ich war also doch nicht so ganz farblos, wie ich mir früher im Vergleich zu meinen Kameraden vorkam; etwas von dem inneren Leben kam nach außen zum Vorschein, etwas von meiner Gedankenarbeit, die in mir das Gefühl erzeugte, als ob ich jeden Tag etwas unvermutet Neues finden und sicher noch vor Ende des Semesters das Rätsel der Welt lösen würde.

Und heute der Erfolg im Seminar, das beifällige Lächeln von Bekker, und dazu das Bewußtsein, daß das alles nur der erste Anfang sei, der Anlauf zu einem unaufhaltsamen Fortschritt!

Ich öffnete das Fenster und sah herab auf den dunklen

Hof, auf den die Fenster des Speisesaals scharf umrissene, viereckige Lichter warfen. Ein warmer Wind wehte mir leise ins Gesicht. Die Wolken hingen niedrig vom Himmel herab und umschlossen mit fühlbarem Wohlwollen den kleinen Fleck Erde, auf dem ich mir als der glücklichste Mensch vorkam. *Solvitur acris hiems grata vice veris.* Dies schien mir der Sinn der Musik zu sein, die gerade jetzt etwas stärker anschwoll.

Wird es immer so bleiben? fragte ich mich plötzlich und erschrak selbst über die Melancholie, die ich durch diese Frage heraufbeschworen hatte.»

In Heidelberg schloß Tuhr eine lebenslängliche Freundschaft mit dem späteren Tiefseeforscher Jakob Üxküll, den er in jugendlicher Zuneigung so beschreibt: «Baron Jakob Üxküll, Estländer, vollendet Weltmann mit ungetrübter Lebensanschauung; will seine Tante beerben, von der er große Güter erwartet; beschäftigt sich bis dahin mit Naturwissenschaft; erweckt meine Bewunderung in allen schwierigen Situationen; guter Freund, ganz verschiedenes Temperament, aber gleiche Lebensstufe wie ich – und in Sachen Ehre gleicher Ansicht. 25 Jahre.» Weiter heißt es:

«Domaschewsky, Professor der alten Geschichte, 35 Jahre, mein bester Freund in Heidelberg, mein Vorbild in Wissenschaft und Bildung, sehr gescheit, geistvoll, edelmüsig; arm wie eine Kirchenmaus, Profil eines römischen Kaisers, leider sehr hohe Stimme, heißt in Heidelberg der gequetschte Kanarienvogel; ermahnt mich stets zum Fleiß und warnt mich vor den ‚emportements de ma jeunesse‘. Ist in den meisten Fragen kompetent, nur nicht in der Frauenfrage, verehrt seit Jahren eine, wie er sagt, schöne Wienerin, weiß immer noch nicht, ob sie ihn leiden kann. Ich habe ihm immer geraten, sie doch zu fragen, wenn er es überhaupt nötig hat. Er meint, daß ihre Verwandten dagegen sind; ich meine, daß sie ihm gestohlen werden können, wenn sie wirklich will. Er hält mich mindestens für ein ägyptisches Grab, was Verschweigen anbetrifft.

Das sind die Menschen, mit denen ich in den letzten

Jahren verkehrt habe. Wir waren *very select* und exklusiv gegen alle, die nicht dieselben Grundanschauungen hatten.

Man sagt: *les extrêmes se touchent*. Solange ich denken kann, kam regelmäßig ein Schulfreund meines Vaters immer unerwartet zu Besuch, den Papa seinen «sonderbaren Heiligen» nannte, dem er bis zum Krieg, trotz Mamas Protest, verbunden blieb, mit dem er während der Schulzeit recht vertraut war. Im Laufe der Jahre hatte sich dieser Jugendfreund, der, soviel ich weiß, im Badischen Lehrer war, zur Natur bekehrt. Äußerlich überkorrekt, erschien er mit einem langen Gehrock und hohen Kragen. Aber er kämpfte mit allen Mitteln des Fanatikers für die Nacktkultur. Unter der reputierlichen Hülle trug er kein Hemd. Oft sagte er zu meinem Vater: «Hier ist es heiß. Darf ich meinem Torso Luft zuführen?» Was nie gestattet wurde. Auch seine Familie muß an seinen Neigungen Anstoß genommen haben, denn er entschloß sich zur Scheidung, die dann zu seinem namenlosen Staunen zu seinen Ungunsten entschieden wurde. Vor dem Zweiten Weltkrieg habe ich ihn nochmals in Baden-Baden gesehen: ein blitzsauberer kleiner Mann mit silberweißem Haar, offenem Hemd und Leinenjacke. Er war das Opfer einer konventionellen Zeit.

«Ich bin gegen Männer streng», notiert sich Tuhr, «weit mehr, als wenn ich in den letzten Jahren in einer großen Stadt gelebt hätte, wo man mit vielen Menschen in oberflächliche Berührung kommt. Unser Freundeskreis hat Herz und Nieren geprüft, ehe er einen kennen oder auch nur herankommen ließ. Gegen Frauen waren wir nachsichtig, wie es den Herren der Schöpfung zusteht. Haben in diesen Dingen keinen Ernst aufkommen lassen. Diese prinzipielle Geringschätzung des weiblichen Geschlechts ist stärkend für Nerven und Charakter.»

Wie schon erwähnt, wurde Tuhr von der Großfürstin Helene von Russland aufgefordert, ihren einzigen Sohn, den Herzog Michael, auf seiner Studienreise durch Deutschland zu begleiten. Obwohl man heutzutage nicht mehr an diese untergegangene Welt denkt, weil andere und aktuel-

lere Probleme uns beschäftigen, erinnere ich mich gerne des heimatlosesten und wohl originellsten Menschen, der in echter Freundschaft bis nach dem Ersten Weltkrieg mit meinem Vater verbunden blieb, wenn er uns bei meinem Onkel Sergei besuchte oder wir von ihm in seinem bezaubernden Schloß Oranienbaum – oder, wie es im Volksmunde genannt wurde, «Rambow» – eingeladen waren. Durch seine schöngestige und begabte Mutter war der Herzog russischer Untertan und diente in der Armee; durch Sympathie und einen kaum verkappten Freiheitsgeist war er Deutscher, der letzte Anwärter auf die Regierung von Mecklenburg-Strelitz. Als die Revolution 1919 ausbrach, hätte er sein Erbe antreten sollen.

Wenn wir im Sommer nach Martischkino, dem äußerst bescheidenen, gemieteten Landhaus meines verwitweten Onkels Timascheff kamen, der inzwischen Handelsminister geworden, wartete der Herzog, der in der damaligen Gesellschaft als Sonderling und halber Eremit galt, auf meinen Vater. Die Erinnerung an die in Leipzig, Heidelberg und Straßburg verbrachten Studienzeiten lösten jede Zurückhaltung. Das Schloß Oranienbaum, inmitten eines meilenweiten englischen Parks, war pures Rokoko. Die Decken hatte Tiepolo ausgemalt, der auch die Fußböden in vielfachem Holz mit Blumen und Arabesken ausgeschmückt hatte. Die Mahlzeiten wurden auf einer halbrunden Terrasse eingenommen. Hinter jedem Stuhl stand einer der betagten Diener, die noch im Dienste der Großfürstin Helene gestanden hatten. Sie galten in ihrer zutraulichen Bescheidenheit als ein Überrest patriarchalischer Zeit.

Ich betrachtete den atlasfarbenen Himmel, die herrlichen Blumen, den großen runden Tisch mit dem exquisiten Geschirr. Desto erstaunter war ich, als der Herzog mir einmal vorschlug, mit seinen Soldaten zu spielen. Es war dies eine Abteilung alter, sorgfältig bemalter, recht großer Soldaten aus Porzellan, ganz anders als die damals geläufigen Zinnsoldaten. Mir entfuhr: «Woher stammen die?» Der Herzog sagte nachlässig: «Von meinem Urgroßvater Peter III.»

Da ich das Schloß Peterhof, wo der Kaiser seine letzten Tage verbrachte, kannte, kam mir zum erstenmal zum Bewußtsein, daß jedes und alles hier authentischer Beweis geschichtlichen Geschehens war. Nach dem Krieg stellte der Herzog sein Schloß Remplin in Mecklenburg den Balten zur Verfügung und rettete sich mit seiner bewährten Dienerschaft nach Dänemark. Er starb als verlassener Mann. Seine Dienerschaft trennte sich von ihrem Herrn, als die Mittel knapp wurden.

\*

Der Höhepunkt in Tuhrs Studienzeit waren die Semester in Heidelberg, wo er sich auch habilitierte. Nach beendetem Studium verbrachte Tuhr den Winter 1886/87 am russischen Seminar in Berlin, das unter der Leitung von Professor Carl Bernstein stand. Hier lernte er eine neue Welt kennen und verliebte sich in seine nachmalige Frau, Johanna v. Rentzell, die bei Bernsteins wie Kind im Hause war und in Felicie Bernstein (von ihr «Mumu» genannt) eine zweite Mutter fand. Tuhr schildert das Milieu folgendermaßen: «Bernsteins bewohnten die obere Etage im Eckhaus Nr. 23, an der Südseite der Zelten. Das Haus blickte unmittelbar in den schönsten Teil des Tiergartens, so daß man den Eindruck hatte, nicht in einer Großstadt, sondern in einem stillen, dem Getümmel der Welt entrückten Park zu leben. Die großen Räume waren mit erlesenem Geschmack und einem im damaligen Berlin seltenen Kunstverständnis ausgestattet. Die Familie Bernstein lebte sehr gesellig und verstand es, zahlreiche interessante Menschen um sich zu sammeln. Man traf dort Künstler und Gelehrte, wie Curtius, Pernice, Eck, Gneist. Es verkehrten bei ihnen viele Ausländer, insbesondere Russen, denen Bernsteins das Verständnis für Berlin und deutsches Geistesleben zu vermitteln verstanden. Im Mittelpunkt des mit den Jahren wechselnden Kreises stand die Familie Bernstein: drei Menschen von reicher und tiefer Bildung, wie sie nur durch ein seltes Zusammentreffen hoher Geistesan-

lagen und günstiger Umstände erreicht werden kann. Durch völlige Beherrschung der vier großen Kultursprachen, Deutsch, Französisch, Englisch und Russisch, verbunden mit einer gründlichen Kenntnis der Geschichte und Literatur dieser Völker und mit vielseitigen, nicht an der Oberfläche haftenden Interessen, war in der Familie Bernstein eine Atmosphäre geistiger Kultur entstanden, welche in jedem, der diesen Menschen nähertreten durfte, das nacheifernde Bestreben nach gleicher Ausdehnung des geistigen Horizontes weckte.» Unvergeßlich sind Tuhr die gemeinsamen Lektüren. Carl Bernstein verstand es, in seiner tadellosen Aussprache, der bewunderungswürdigen Modulation seiner Stimme und seiner künstlerisch richtigen, diskreten Betonung jeden Schriftsteller, aus dem er vorlas, zu Worte kommen zu lassen und den tiefsten Sinn des Textes zur Geltung zu bringen. Für jeden, der durch Anlage oder Vorbildung der Kunst fernerstand, mußte sich in dieser Umgebung ein Weg zum Verständnis des Schönen öffnen.

Wenn Tuhr von den Arbeitszielen Bernsteins spricht, kann man sein eigenes Glaubensbekenntnis, seine persönliche Auffassung der Rechtswissenschaft erkennen. Er sagt:

«Carl Bernstein war ein gründlicher Kenner und Forscher auf dem Gebiete des römischen Rechts. Seine Studienjahre fallen in die Zeit, als die historische Erforschung der Quellen des römischen Rechts den letzten großen Aufschwung nahm und im Begriff war, ihren Höhepunkt zu erreichen. Das *Corpus juris* schien trotz seines mehr als dreizehn-hundertjährigen Alters unerschöpfliche Jugendkraft zu bewahren. Niemand konnte die Entwicklung voraussehen, welche der äußeren Geltung dieses Gesetzbuches im Jahre 1900 ein Ende bereitete. Während heute ein spezifisch juristischer Sinn dazu gehört, um den Paragraphenwald der modernen Gesetzgebung aus eigenem Antrieb zu betreten, wirkten in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts andere, mächtige Anziehungspunkte zugunsten der Jurisprudenz. Das Gesetzbuch Justinians enthält einen wesentlichen Teil des römischen Altertums, die Quintessenz der

geistigen Arbeit des römischen Volkes; es bietet in Form und Inhalt den ganzen Reiz der Antike; es befriedigt außer dem juristischen Sinn auch das historische und philologische Interesse und ist durch den gewaltigen Einfluß, den es auf die rechtliche und staatliche Entwicklung Europas ausgeübt hat, sowie durch den Scharfsinn, den zahllose Gelehrte auf seine Auslegung und Anpassung an die verschiedensten Lebensverhältnisse verwendet haben, eines der ehrwürdigsten Bücher der Menschheit, an Kulturwert nur der Bibel vergleichbar. Daher war das juristische Studium für einen den Geisteswissenschaften zugewandten Jüngling eine natürliche Fortsetzung der humanistischen Bildung und konnte auch ohne einen auf das Praktische gerichteten Sinn geistige Befriedigung schaffen und das Forschungsinteresse dauernd wach erhalten. In diesem Sinne, als ein Stück der das Altertum und die Neuzeit verbindenden Bildung, hat Carl Bernstein die Jurisprudenz aufgefaßt und betrieben.»

Tuhrs Braut war die jüngste Tochter von sechs Kindern des frühverstorbenen Rittergutsbesitzers Carl von Rentzell und Vollwaise. Ausnahmsweise wurde sie mit ihrer um zwei Jahre älteren Schwester in der Herrnhuter Anstalt Gnadenfrei in Schlesien mit fünf Jahren aufgenommen und erhielt eine liebevolle, gediegene Ausbildung. In Berlin weilte sie, um bei Madame Artôt-de Padilla auf Joachims Empfehlung ihre Stimme auszubilden. Sie scheint zeitweilig unter dem gelitten zu haben, was man heute Minderwertigkeitskomplex nennt. Tuhr schreibt ihr beruhigend: «Mein Urgroßvater war ein Schiffsmann auf der Weichsel und hat Holz geflößt. Muß ein tüchtiger Mann gewesen sein, sonst hätte er andere Nachkommen.» Und weiter:

«Ich denke über die Abstammung wie die mir sonst verhaßten Chinesen: wenn es dort einer zu etwas bringt, werden seine Vorfahren im Grabe geadelt. Wenn mir ein Hochgeborener und Niedergesinnter begegnet, denke ich oft: der wirft ein trauriges Licht auf seine Ahnen. Meine Vorfahren in Litauen haben es wohl nicht geträumt, daß ihre

späteren Enkel zu den oberen Zehntausend gehören würden. Aber ich ehre und achte sie alle bis zu Adam (exklusive, denn der hat sich schmählich übertölpeln lassen), weil ich von ihnen die guten Instinkte geerbt habe; das Schlechte habe ich mir selbst im Leben und aus der Berührung mit minderwertigen Menschen erworben; ich kann es vielleicht wieder ablegen, wenn ich später in gute Hände komme.

Meine Mutter hat mir früher oft gesagt, sie erwarte von meiner künftigen Frau nur zwei Eigenschaften: klug und guten Herzens. Das erstere traust du dir doch zu, und das letztere lässt sich nicht beweisen, sondern nur glauben. Ich habe nie zu schlechten Menschen *un penchant* gehabt, bin darum nie hereingefallen und habe über das schöne Geschlecht ganz merkwürdig ideale Vorurteile, die ich selten ausspreche, weil man es mir gar nicht glauben würde.»

Im Jahre 1892 erhielt Tuhr seinen ersten, lang ersehnten Ruf nach Basel, wo er unter der Ägide von Andreas Heusler seine Stelle antrat und daraufhin im August heiratete. Dem jungen Paar wurden die größten Sympathien entgegengebracht. Tuhr hatte schon das Wintersemester in Basel verbracht und war voller Zweifel, wie sich seine Braut in der fremden Welt einleben würde. Er versuchte immer wieder, Johanna Basel näherzubringen. So schreibt er: «Hier einige Photos: Nr. 1 der Dom, davor die Baumgerippe der sogenannten Pfalz, von wo wir den Sonnenuntergang betrachten werden, wenn es Ihnen wirklich gelingen sollte, mich meinen Pflichten abspenstig zu machen. Nr. 2 die alte Rheinbrücke. Der Rhein ist viel breiter, als er auf dem Bild aussieht; das kleine Haus mit dem blauen Strich ist die Universität, dahinter das große sogenannte ‚Blaue Haus‘. Im Vordergrund ich selbst, im Begriff, aus den Fluten des Lebens an den sicheren Strand zu steigen; beachten Sie den wehmütigen Blick nach der vorbeirauschenden Freiheit. Motto: ‚C'est fait, mon cœur, quittons la liberté.‘ Nr. 3 Kreuzgang des Doms. Da liegen alte Basler beerdigt, ehrbare Bürger, die nie ihre Stadt verlassen haben. Da komme ich mir vor wie ein

Landfremder, Heimatloser, von dessen Dasein, Streben und Leiden bald die letzten Spuren verwehen werden... Nr. 4 Spalentor, unter dessen Schutz ich jetzt lebe; die Reichen sitzen um das Albantor herum und heucheln, daß sie nicht einmal die Straßennamen des Spalenviertels kennen. Und doch ist es gemütvoll, wenn man sich einmal an die leeren Straßen und kleinen Häuser hier gewöhnt hat. Sie werden es selbst merken. Und in fünf Minuten ist man im Freien, auf der Schützenmatte, die ich im Frühjahr voller Blumen gesehen habe.» Oder der Verlobte schildert sein Leben: «Gestern abend habe ich die Vorlesung abgesagt, mich um acht ins Bett gelegt und Tee getrunken: ich mußte einmal etwas tun, um meinen Leichnam in Ordnung zu bringen. Heute bin ich so gut wie hergestellt und habe die Vorlesung mit Geschmack gehalten. Zum Trost – wie immer, wenn es mir schlecht geht – habe ich die halbe Odyssee gelesen, das einzige Kunstwerk, das mir talentlosem Menschen zu Gebote steht, und bin außerordentlich erbaut. Für mich ist in diesem Buch die Kraft und die Herrlichkeit des irdischen Lebens enthalten, und außerdem finde ich zwischen den Zeilen so viel von meiner Jugend (die Jahre von 15–20), da ich noch frisch in unbekanntes Leben blickte und den großen Anlauf gegen alles Kleinliche und Gemeine nahm, der noch jetzt in meinen besseren Stunden nachwirkt.

Warum glauben Sie, daß ich im Kolleg sitze? Im Gegen teil. Ich stehe wie ein Wappenlöwe, die Tatzen auf dem Katheder, die Hinterbeine gegen die Wand gestemmt, ein Bild der Spannung und verhaltener Kraft. Ich werde Ihnen das Lokal zeigen und den Pedell vorstellen.»

Obwohl Tuhr durchaus dem geschichtlichen, aufbauenden Prinzip verbunden war und schon allein durch die Pandekten der römischen Geschichte verhaftet blieb, sah er zweimal in seinem Leben sich vor die Aufgabe gestellt, ein neues Gesetzbuch zu kommentieren: in Straßburg das neue deutsche Gesetzbuch und in der Schweiz das Obligationenrecht. Bei den römischen Juristen schulte er sich,

sagt Fleiner. Ihre Art, die verwinkelten Verhältnisse des täglichen Lebens zu entwirren und für sie aus obersten Rechtsgrundsätzen die richtige Lösung abzuleiten, diese Methode wurde auch die von Tuhr. Ein juristisches Problem zu stellen, war ihm Genuß, und aus den leisesten Untertönen den eigentlichen Sinn herauszuhören, war seine dogmatische Kunst. Dem streng romanistischen Gebiete gehören seine früheren Arbeiten an: «Der Notstand im Zivilrecht» (seine Heidelberger Habilitationsschrift, 1888), «Zur Schätzung des Schadens in der Lex Aquilia» (1892), und «Actio de in rem verso» (1895). Hier anerzog er sich nach seines Freundes Fleiner Ansicht die Präzision des Ausdrucks.

Die Beschäftigung mit dem modernen Zivilrecht wurde in Basel durch seine nebenamtliche Tätigkeit im Basler Appellationsgericht (unter dem Präsidium von Andreas Heusler) vorbereitet, kam aber erst nach der Übersiedlung an die Universität Straßburg zur vollen Entwicklung. Hier blühte die romanistische Saat auf. Es galt, das auf den ersten Januar 1900 in Kraft tretende Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch geistig zu bemeistern und seine Gedanken der Praxis zuzuleiten. Aus Vorträgen, Kollegien und Abhandlungen rundete sich im Laufe der Jahre das System zu Tuhrs dreibändigem Werk über den Allgemeinen Teil des Deutschen Bürgerlichen Rechts (1910–1918). Tuhr wies darin die Grundgedanken des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches auf und faßte in zahllosen Einzelheiten und gelegentlichen Äußerungen des Gesetzbuches den richtigen Sinn des Gesetzgebers, den einheitlichen, plastischen Rechtsbegriff, zusammen. Das Werk hat auf die Theorie und Praxis großen Einfluß ausgeübt. Es gibt wohl kaum ein modernes zivilstatisches Buch der Vorhitlerzeit, das ihm nicht in irgendeiner Weise verpflichtet wäre. Ebenso tief war seine Wirkung auf die deutsche Rechtsprechung. Mit selbstverständlicher Frische nahm Tuhr viel später in Zürich den Faden der Basler Zeit wieder auf. In wenigen Jahren entstand neben Kollegien, Gutachten und Vorträgen

das Buch über den Allgemeinen Teil des Schweizerischen Obligationenrechts.

An die Gunst seiner Zuhörer hat Andreas von Tuhr so wenig ein Zugeständnis gemacht wie an die anderer Menschen. Er blieb wahr und echt und sich selber treu. Neid oder üble Nachrede waren ihm fremd. Er bemühte sich, seinen Kollegen entgegenzukommen. Menschen und Ereignissen gegenüber beachtete er Distanz. Er war eine von Grund auf keusche Natur, die ihr Inneres höchstens den Nächsten ganz enthüllte. Er war ein frommer Mensch, aber nicht im Sinne eines starren Bekenntnisses. Alles Hierarchische lag ihm fern. Er, der Protestant, pries an der russischen Kirche das Kultische und ihre Fähigkeit, dem Unaussprechbaren in der menschlichen Seele durch einfache Symbole zum Ausdruck zu verhelfen.

Tuhr war sich voll bewußt, daß der Demokratie und ihrer Rechtspflege eine wahrhafte Rechtswissenschaft not tut, daß es gilt, der Gefahr zu steuern, die aus Verflachung und Routine entsteht. Durch die Pforten des Römischen Rechts tritt der juristische Student in die Hallen der Rechtswissenschaft ein. Ohne die am römischen Recht gewonnene Disziplin steht sein Studium in der Luft.

Vom ersten Tage seiner Lehrtätigkeit an fand Tuhr bei seinen Hörern begeisterten Widerhall, und das blieb so bis zu seiner letzten Vorlesung in Zürich. Es darf hier und nach so langer Zeit ausgesprochen werden, daß das Menschliche und das Wissenschaftliche – der Lehrer und der Schriftsteller – zu einer vollkommenen Einheit verschmolz, so daß eine Mischung feiner Männlichkeit und kindlicher Einfachheit viele, die ihm näherkamen, in seinen Bann zogen. Tuhr hat seine Existenz vollkommen auf das Geistige gestellt. Erstaunlich waren seine Interessen und Gaben, überall das Wesentliche zu erfassen. Weil er sich auf sich selbst zurückzog, besaß er die Kraft, über allen Schicksalsschlägen zu stehen.

Ich glaube, die Jahre in Basel von 1892–1899 sind der Höhepunkt im Leben des Ehepaars Tuhr geblieben. Sie liebten Basel, wurden mit für heute beispielloser Gastfreundschaft aufgenommen. Baden-Baden mit dem Quettighof war leicht erreichbar, so daß mein Vater sich nicht bewußt wurde, in der Fremde zu leben. Nationale Empfindungen wichen immer mehr den internationalen Bindungen. Unsere kleine Welt war buntscheckig gemischt, geistreich, amüsant und keineswegs spießerhaft.

Als dem jungen Paar sein erstes Kind, ein Mädchen, geboren wurde, schien die Zukunft gesichert. Niemand konnte ahnen, daß dies Mädchen das einzige Kind bleiben sollte, daß 1905 schon das schöne Gut vereinsamte und der Name Tuhr mit Andreas aussterben sollte.

Grundsätzlich wäre Tuhr am liebsten in Basel geblieben. Aber damals brauchte es dazu einer speziellen kaiserlichen Erlaubnis, wenn man als ältester Sohn, und daher der einzige Erbe, in Rußland Güter besaß. Die Schweiz galt als Hochburg des sogenannten Nihilismus, und wer sich hier auf Lebenszeit niederließ, brach mit der Heimat.

Tuhr brauchte aus gesundheitlichen Gründen ein mildes Klima. So nahm er den 1899 erfolgten Ruf nach Straßburg an mit um so mehr Optimismus, als die meisten seiner Kollegen früher seine Lehrer waren. Es wäre ein Kapitel für sich, dieser Originale und Idealisten in kurzen Worten zu gedenken. Die meisten waren gleich oder nach 1870 an die Universität berufen, viele Junggesellen, und jeder von ihnen aus oft unerfindlichen Gründen mit einem oder allen Kollegen verfeindet. Es sei hier des genialen Nationalökonom Georg Friedrich Knapp, des Neffen von Liebig, gedacht.

Dann war da der temperamentvolle, stocktaube August Sigismund Schultze, auch ein Lehrer von Papa, der von uns allen als Familienmitglied betrachtet wurde. Als er sein Gehör fast verloren hatte, war mein Vater gerade sehr überarbeitet, da er unablässig an einem Teil der Kommentare zum neuen deutschen bürgerlichen Recht arbeitete. Eine

Unterhaltung mit Schultze war aber ein bedeutender Kraftaufwand. Da der alte Herr zu jeder Tageszeit zu seinem früheren Schüler stürmte und ihn fast jedesmal über neue Fachliteratur ausfragte, verfiel mein Vater auf den Einfall, zu leugnen, daß er das Buch gelesen habe. Mama machte sich unsichtbar, aber ich, die ich erst mit 12 Jahren in die Schule kam, sprang nur zu gerne auf Papas Wunsch in die Bresche, für mich war Professor Schultze ein väterlicher, gütiger Freund, der meine hohe Kinderstimme ohne weiteres verstand. Er wußte, wie kein zweiter, immer Neues, Interessantes zu erzählen. Eine Zeitlang schien das Problem gelöst, bis der fatale Augenblick kam, wo Schultze meine Mutter ins Gebet nahm: «Frau Johanna, Sie müssen darauf sehen, daß sich Andreas mehr auf dem laufenden hält. Ich tippe hier und da, um zu wissen, ob er die Neuerscheinungen kennt, und immer versagt er, behauptet, nichts gelesen zu haben. Dazu ist er zu jung. Er muß sich einfach die Zeit nehmen, die Bücher, die er scheinbar diagonal liest und bespricht, wirklich zu kennen.» Von da an sah sich mein Vater durchschaut und trieb keine Mimikry mehr. Ein Stiller im Lande, aber wenn er ins Erzählen kam, seltsam bereit, war Professor Sickel. Er war einer der wenigen, der als gewöhnlicher Soldat die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht, und wußte, wenn er in Laune war, lebendig davon zu erzählen. Wenn ich zufällig «Die Kriegsfreiwilligen» von Willibald Alexis in die Hände bekomme, fällt mir jedesmal Sickel ein. Man nahm damals kein Blatt vor den Mund, und es gab noch scharfe Diskussionen, die keineswegs eine Freundschaft erschütterten. Man war noch der Meinung: *du choc des opinions jaillit la vérité.* Sickel gehörte zu denjenigen, die ebenfalls *sans façon* im Hause aus und ein gingen.

Außer Exellenz Laband trug niemand einen andern Titel als: Professor. Bei der Gründung der Universität war die Klausel aufgenommen worden, darauf zu verzichten. Dies blieb so bis zum Ende des Ersten Weltkrieges.

Meine Eltern hatten das große Glück, in Basel sowie in Straßburg nicht auf die Fakultät angewiesen zu sein, son-

dern einem großen Kreis vollständig verschieden gearteter Menschen, die aus den entgegengesetzten Milieus stammten, anzugehören. Da sie gastfrei waren, kamen die heiteren Seiten des Lebens in dieser Epoche zu ihrem Recht. Aber bald stiegen graue Schatten auf: die Familie starb aus. Mein Vater hatte in jungen Jahren seine beiden Schwestern und den vielbetrauerten Bruder begraben. Die ältere und alte Generation segnete das Zeitliche, und sowohl in Baden-Baden wie in Petersburg hatte Papa Familiengräber und Stiftungen zu betreuen. Jedes Jahr kamen Möbelwagen mit dem Nachlaß der Verstorbenen nach Straßburg. In kurzen Abständen starben Bernsteins und hinterließen eine nicht zu schließende Lücke.

Tuhr liebte Straßburg. Sein Grundsatz war, ein Gelehrter sollte so wenig wie möglich die Umgebung ändern, womöglich keinen Ruf annehmen, um sich ganz seiner Arbeit hingeben zu können. Deshalb schlug er einen Ruf nach Dorpat aus. Auch ein dringender Ruf nach Kiel wurde abgewiesen, obwohl wir dort unvergeßliche Sommertage verbrachten, ehe wir uns nach St. Petersburg einschifften. Es war die letzte Reise vor dem Ersten Weltkrieg, der auf Jahre hinaus die Verbindung mit der Familie unterbrach. Mehr noch: die Tage der Mobilisation waren die Zäsur, während welcher wir erkannten, daß die bisherige Lebensform endgültig entwertet war und ein neues Zeitalter anbrach. Tuhr war, was man damals «Sujet mixte» nannte. Er und seine Familie blieben Russen, wurden aber durch seine Stellung deutsche Staatsangehörige. Das kam damals so oft vor, daß niemand darüber ein Wort verlor. Ja, es wurde sogar kein Wert darauf gelegt, daß die einzige Tochter Russisch lernte. Man sprach Französisch und Englisch. Russisch nicht absolut fehlerfrei oder mit einem Akzent zu sprechen, war ausgeschlossen, weil jeder, selbst ein analphabetischer Bauer, seine Sprache bis in alle Feinheiten – und Grobheiten – beherrschte und es im Gegensatz zu Westeuropa nicht als «interessant» galt, sondern nur als ungebildet, wenn man keine fehlerfreie Aussprache hatte.

Die vier Jahre des Ersten Weltkrieges veränderten mit einem Schlag unsere Lage: das russische Vermögen wurde beschlagnahmt, die übrigen Papiere in Reichsanleihe verwandelt, was sich sehr bald als vollständiger Verlust erwies. Nun galten wir mit einem Mal als Ausländer. Es gab zwei Kategorien von Menschen, die uns das Leben schwer machten: diejenigen, die uns schützen und warnen wollten, und die anderen, die ihrem Mißtrauen unverhohlen Ausdruck gaben. Tuhr nahm das gelassen hin. Er sammelte alle schriftlichen Anschuldigungen und Warnungen, die täglich ins Haus flatterten, und brachte sie zum Polizeidirektor, Herrn v. Lautz.

In den ersten Monaten tauchte dann Prinz Waldemar v. Preußen, der älteste hochbegabte Sohn des Prinzen Heinrich, bei uns auf und schlug wenigstens äußerlich diese Vorwürfe nieder.

Der Betrieb an der Universität ging, soweit das möglich war, weiter. Die Stadt beherbergte 64 Lazarette, die nun ihre Rekonvaleszenten als Hörer stellte. Einen Ruf nach Göttingen im Jahre 1917 wies Tuhr zurück, obwohl der Friede des Hinterlandes sehr lockte. «Im Krieg wechselt man nicht seine Stellung», war seine feste Überzeugung. So blieben wir bis 1918 in der Festung. Im Zweiten Weltkrieg erst sollte ich erfahren, daß einige Kollegen es meinem Vater nachtrugen, daß er nicht Insignien und Rektoratskette rettete. Ihm lag mehr daran, gewisse, beidseitig belastende Archive zu zerstören, die von Händeln zwischen elsässischen und reichsdeutschen Studenten herrührten und manchen Heimkehrer schwer belastet hätten. Die preußische Regierung verlangte das Ausharren an der Universität, bis die Stadt übergeben wurde – die Franzosen erwarteten eine sofortige Umstellung.

Weihnachten 1918 verließ Tuhr, nachdem er seine Geschäfte seinem französischen Nachfolger übergeben hatte, Straßburg, und wir siedelten auf den durch die Not der Zeit vernachlässigten Quettighof über. In Baden-Baden bildete sich eine Art Straßburger Kolonie, deren höchst

verschiedenartige Elemente jeden Sonntagnachmittag in unserem Hause zusammenkamen, wozu sich mancher badische Schulkamerad einfand. Das Haus von Onkel Karl war von Deserteuren besetzt, blutjunge Soldaten, die es auf einen Kampf mit der Polizei ankommen ließen, dem sie unterlagen.

\*

Ein Ruf nach Halle ließ die sogenannten Wanderjahre beginnen. Manuskripte und Handbibliothek waren notgedrungen in Straßburg geblieben und kamen erst 1920 wieder in den Besitz von Tuhr. Trotz der absoluten Umstellung verließ Tuhr keinen Augenblick die innere Zuversicht. Er genoß das Arbeitstempo der sich einstellenden Studierenden, die durch den Krieg frühzeitig gereift, von zähem Aufbauwillen erfüllt waren. Mochten auf den Straßen die Kämpfe zwischen Spartakisten und Reichswehr tobend, lebte der Bürger durch die Bedrohung der Ruhrbesetzung in steter Spannung, so steigerte sich das geistige Leben an der Alma Mater zu unerhörter Intensität. Freilich hat Tuhr gerade in Halle, wo am Tropeninstitut zahlreiche Kranke aus dem Orient gepflegt wurden, durch einen vorzeitig entlassenen Hörer eine schwere Infektion erlitten, die zwar hier, an der Stelle der Heilungserfolge, bald erkannt und behoben werden konnte. Es blieb eine dauernde Schwächung zurück, die er aber bewußt ignorierte. Zudem hatte der Zusammenbruch seiner alten russischen Heimat, der Untergang naher Angehöriger und die Auswanderung aus Straßburg einen Schmerz hinterlassen, der nie vernarbte. Nachträglich betrachtet, scheint es unfaßbar, daß Tuhr in Kriegszeiten Rektor der Universität wurde und dabei selbstverständlich seine russische Staatsangehörigkeit beibehielt. Noch am 1. Mai 1918, in den Tagen der letzten großen deutschen Offensive im Westen, hielt er seine Rektorsrede über «Grundlagen und Ausbau des bürgerlichen Gesetzbuches».

Bisher hatte Tuhr das sorgenlos-harmonische, schaffens-

freudige Dasein eines deutschen Gelehrten jener heute schon unvorstellbaren Zeit in besonderem Maße genossen. Durch Herkunft und Lebensgang fühlte sich Tuhr mit dem alten Rußland und mit dem Vorkriegsdeutschland verknüpft. Der neue politische Kurs war nicht der seinige. Es schien ein Wagnis voller Versprechungen, als Tuhr im Sommersemester 1920 den ehrenvollen Ruf nach Zürich nahm, nachdem er ein kurzes Wintersemester an der neu-gegründeten Universität Köln unter schwierigsten Verhältnissen verbracht hatte. Infolge der Besetzung und wegen der damals noch vollständig unbekannten Inflation schien das Leben um so unerträglicher, als ein Teil des Gehalts in Wohnung und Heizung bestand. Diese Wohnung war aber ein eben ausgenommenes Schmugglernest, wo Frau und Tochter nicht allein bleiben konnten, ohne belästigt zu werden, und sich nachts wüste Szenen abspielten, so daß Tuhr bedauerte, den gleichzeitigen Ruf nach Würzburg ausgeschlagen zu haben.

Infolge der Abgrenzung der Lehraufträge in Zürich mußte das schweizerische Recht vor dem römischen naturgemäß zurücktreten. Aber seine literarische Arbeit galt ausschließlich dem schweizerischen Recht. Professor Andreas B. Schwarz, Tuhrs Nachfolger in Zürich, sagt, «keine andere Periode seines Lebens erscheint ähnlich reich an konzentriertem Schaffen, an immerwährenden Einfällen, die in zahlreichen kleineren und größeren Aufsätzen herauskamen, obwohl daneben in dieser arbeitsreichen Zeit noch die Kohlrausch-Kaskelsche Enzyklopädie bearbeitet wurde».

Als Andreas v. Tuhr nach Zürich kam, war er noch ganz der Methode des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches verhaftet. Als er aber die schweizerischen Gesetzbücher mit dem Maßstab der scharf geschliffenen Begriffe der exakten Rechtssprache des deutschen Gesetzes prüfte, wurde er kritisch. So entstand eine Reihe gesetzeskritischer Abhandlungen, die in der ZSR und in der Schweiz. Juristenzeitung erschienen, z.B. über Fragen aus dem Bereiche der

Schenkung, über Kauf und Miete und über Bürgschaft, die aus den Vorlesungen hervorgingen. Diese Ausführungen sind zum Teil negativ eingestellt, obwohl sich Tuhr immer mehr zum schweizerischen Recht bekehrte. Er anerkannte die Vorzüge der schweizerischen Art. In seinen Streifzügen zum revidierten Obligationenrecht hat er die Methode des schweizerischen Obligationenrechts dem bürgerlichen Gesetzbuch gegenüber als die bessere bezeichnet. «Es ist zweckmäßiger» – so sagt er – «sich auf das Wesentliche zu beschränken und die Ergänzung des Gesetzes dem zu diesem Zweck vorgebildeten Juristenstand zu überlassen.» Seine Kritik richtete sich mehr gegen gesetzestehnische Fehler, die bei der Revision des Obligationenrechtes begangen worden sind. Sie betraf einzelne Punkte, wo ihm die Formulierung des schweizerischen Gesetzes als juristisch unbefriedigend erschien. Inzwischen reifte in Tuhr der Plan, den Allgemeinen Teil des schweizerischen Obligationenrechts systematisch zu bearbeiten. Diese Aufgabe wurde gemeistert und fand im akademischen Betrieb wie in der juristischen Praxis rasche Verbreitung. Wie sein hilfreicher, verständnisvoller Freund, Professor Fritz Fleiner, sagt: «Wer ihn näher kannte, dem fiel wohl seit einem Jahr Tuhrs tiefe Resignation auf. Noch mehr als früher kehrte er sich ab von allen Äußerlichkeiten und von dem, was die meisten als wichtig betrachteten. In seiner Seele waren Todesgedanken wach geworden, und er wollte die letzten reifen Garben noch in die Scheune bringen.»

Für Tuhr war das Reiefn und Altern kein Problem. So konnte es passieren, daß wohl die Studenten des 60. Geburtstages ihres Lehrers gedachten, während die Nächsten das Beginnen eines neuen Dezenniums übersahen. Für sie blieb der Gatte und Vater zeitlos. Ein Vertreter der damaligen Studenten, Dr. Georg Egger, sagt: «Die knappen, klaren Sätze, der scharfe logische Aufbau zeigten uns Studierenden jede Materie in ihrer ganzen Größe, die scharfe Disziplin seiner Rede lehrte uns juristisches Denken. Seine Vorlesungen verlangten von uns größte Aufmerksam-

keit. Um so dankbarer waren wir daher dafür, wenn plötzlich der prächtige, feine Humor des Vortragenden – uns einen so trefflichen Vergleich oder ein anschauliches Bild vorführte, daß ein fröhliches Lachen aller Hörer für köstliche Augenblicke die stille Arbeit angestrengter Konzentration durchbrach.»

Andreas v. Tuhr liebte die Jugend und sie hatte Verständnis für ihn. In Zürich wurde es seine Gewohnheit, abends einsam spazieren zu gehen, und auf russisch das auszusprechen, was er nicht den Nächsten als Sorge aufbürden wollte. Es häuften sich die Beschwerden des bürgerlichen Lebens, galt es doch, die Nachkriegsschwierigkeiten für die wenigen überlebenden Verwandten zu überbrücken, die bei Andreas Tuhr Hilfe in einer ihnen fremden Welt zu finden hofften.

Tuhr entwickelte seine ganze Aufgeschlossenheit in der engsten Familie. Jede Mahlzeit war für die Seinen ein Fest. Von sich pflegte er selten zu sprechen, aber er verstand es, andere zum Reden zu bringen. Vielleicht hatte er, wie jeder Mensch, Feinde. Doch von ihm hörte man im Familienkreis nie ein herabsetzendes Urteil über seine Nächsten.

Als er am 16. Dezember 1925 nach kurzer, qualvoller Krankheit in die ewige Heimat einging, hatte er, bis zuletzt beherrscht, seinen großen Kampf ausgekämpft.

Heute kann sein Leben als ausgeglichen bezeichnet werden; insbesondere, weil sechs tiefbefriedigende Jahre in der Schweiz vieles zum Schweigen brachten, was sonst im Chaos unerträglich gewesen wäre. Zürich in seiner unvergleichlichen Schönheit hat wie eine Fata Morgana aufgeleuchtet. Diese letzten geschenkten Jahre waren so schön, daß es den Angehörigen unfaßbar schien, daß inmitten dem reichen Schaffen der Tod zugreifen mußte...

Er starb getreu dem Wahlspruch der Tuhr:  
«Vim vi repellere.»

---